

MARTA ORRIOLS

SANFTE EINFÜHRUNG INS CHAOS

ROMAN

Aus dem Katalanischen
von Ursula Bachhausen

dtv

Von Marta Orriols
ist bei dtv außerdem erschienen:
Der Moment zwischen den Zeiten



Deutsche Erstausgabe 2022
2022 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2020 Marta Orriols
Titel der katalanischen Originalausgabe: ›Dolça introducció al caos‹
Dieses Werk wurde vermittelt durch SalmaiaLit, Literary Agency
© 2022 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München
Umschlagmotiv: DEEPOL by plainpicture
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-29000-5

Für dich, Miquel

IM TAKT

1

Noch verspürten sie das Bedürfnis, einander so nahe wie möglich zu sein. Wenn sie zusammen durch die Straßen gingen, mussten sie oft über sich selbst lachen. Es war unübersehbar, dass sie zusammengehörten: Sein Arm lag auf ihrer Schulter, ihrer um seine Taille, und bei dem Versuch, in ihrer überschäumenden Freude einen gemeinsamen Takt zu finden, verhedderten sich ihre Füße hoffnungslos. Sie rauchten beide, und die Zigaretten in ihren Händen machten es noch ein Stück schwerer, so eng umschlungen spazieren zu gehen. Lachend, umgeben von Rauchkringeln, im unverwüstlichen Zustand der Verliebten. Spielerisch traten sie auf die Schatten, die sie nachts auf das nasse Pflaster warfen, bis ihre Abbilder zu einer einzigen, dunklen Silhouette verschmolzen. Sie wirkten wie Charaktere in einem Schwarz-Weiß-Film der Nouvelle Vague, die mit einer existentialistischen Pose unsentimental und rebellisch der absurden Welt trotzten. Er sprach es nie aus, doch hatte er den Eindruck, als legten sie den Grundstein zu etwas Besonderem.

Manchmal, nachdem sie miteinander geschlafen und dem Akt stillschweigend etwas Außergewöhnliches zugeschrieben hatten, machten sie damals, in die Laken gewickelt, mit einer alten Polaroidkamera noch Fotos von-

einander. Auf dem lichtempfindlichen Papier ist das vom Blitz erhellte Bettzeug mit der Zeit zu einem matten weißen Fleck geworden. Auch ihre Gesichter, die Züge zweier Menschen im Liebesrausch, sind inzwischen verblasst, wirken fast geisterhaft, wie aus einer vergangenen Welt. Auf den Bildern sind sie mit der unvermeidlichen Zigarette in der Hand zu sehen, das Haar zerzaust, und in ihrem Blick liegt etwas trügerisch Subversives, das ihnen eine vage Anmut verleiht, einen leicht punkigen Touch wie auf einem Plattencover.

Ganz am Anfang, als sie, frisch verliebt, ihr späteres Handeln noch nicht absehen konnten, hatten sie sich denselben winzigen Stern in die kleine Vertiefung hinter dem Ohr läppchen tätowieren lassen. Manch einer denkt jetzt sicher, dass sie feige waren, zeugt es doch nicht gerade vom festen Glauben an die gemeinsame Zukunft, ein Liebestattoo zu verstecken; wenn man es riskiert, eine Beziehung einzugehen, sollte man das ganze Herzens tun. Manch anderer hält dem aber vielleicht entgegen, dass es überhaupt kein großes Wagnis ist, sich denselben winzigen Stern stechen zu lassen. So was könne im Gefühlsüberschwang jeder tun, es bedeute erst mal nichts.

Ein Stern also. Ihrer sollte sein Schicksal beeinflussen und umgekehrt. Kindlich-naive Ikonographie auf erwachsener Haut.

Sie sind noch jung, haben ihr Leben noch vor sich. Seit seinem dreiunddreißigsten Geburtstag schwindet Danis Gefühl hedonistischer Sorglosigkeit allerdings zusehends. Er beginnt zu ahnen, dass er sich in einer flüchtigen Freiheit eingerichtet hat, einer Illusion, von einer Welt hervor-

gebracht und aufrechterhalten, die dem Erwachsenwerden nur zu gern eine Absage erteilt. Ein schönes Leben zu führen scheint ihm ein solides Ziel zu sein, und dies an der Seite einer vor Vitalität strotzenden Frau zu tun ein Zaubertrank, der ewiges Leben verheißt. Er sei ein erwachsener Mann und habe es gerade mal zu einem Sterntattoo hinterm Ohr gebracht, hält seine Mutter ihm ständig vor, in seinem Alter habe sie bereits zwei Kinder gehabt, ganztags gearbeitet, den Haushalt geführt und noch dazu Geld in ihr Heimatdorf geschickt. Mir hat damals auch keiner geholfen!, enden ihre Tiraden jedes Mal, bei denen er insgeheim immer an einen Rap denken muss. Wenn sie Darnis von keinem messbaren Erfolg gekrönten Übergang ins Erwachsenenalter kritisiert, ist seine Mutter gnadenlos.

Mittlerweile sind er und Marta zwar nicht mehr jung genug, um noch in den Genuss von Preisnachlässen oder Gratis-Reiseversicherungen zu kommen, aber sie tragen die Jugend noch immer eingraviert wie ein poetisch verklärtes Mal und verschließen vor den Risiken die Augen. Sie wollen nicht wahrhaben, dass andere in ihrer Art zu leben eine falsch verstandene Freiheit sehen. Sie schlendern eng umschlungen durch die Straßen, und das größte Wagnis hat bisher darin bestanden, sich denselben Stern hinters Ohr tätowieren zu lassen. Vielleicht geht es im Leben ja tatsächlich auch nur darum: um Gemeinplätze, die sich überall und zu allen Zeiten wiederholen in einer trügerisch harmonischen, noch nicht von der Vernunft kontrollierten Welt.

Vor einem Jahr hat sich zum ersten Mal etwas verschoben. Als sie zusammenzogen und ihr Hab und Gut und

alles andere unter einem Dach vereinten: all ihre Marotten, das goldene Barometer, das seinem Vater gehört hatte, ihre Freundinnen, seine Kumpels, ihre Bücher, ein kleines Keramikhuhn, das sie von einer Reise nach Peru mitgebracht hatte, ihre Kameras und seine Filmklappe. Und natürlich der Hund. Als sie Rufus aus dem Tierheim holten, hatten sie sich, ohne es zu wissen, ein letztes Mal treiben lassen.

»Verdammt, geh endlich mit dem Hund raus, Dani! Ich passe schon auf deine Töpfe auf.«

»Schatz, die anderen kommen gleich. Ich gehe kurz mit ihm runter, wenn alle da sind und am Tisch sitzen.«

»Nein, tu's jetzt, es regnet gerade nicht. Der arme Kerl war den ganzen Tag nicht draußen. Stimmt's, Rufus? Oh Mann, was würde aus dir werden, wenn ich nicht wäre! Mach schon, Dani, tu mir den Gefallen und geh mit ihm Gassi.«

Rufus ist ein alter, goldbrauner, von Arthrose geplagter Labrador mit einer feuchten Schnauze und einem Blick, als hätte er schon alles gesehen. Ein majestätisch wirkender Hund, der mit einer anrührenden Würde auf ein paar verschlissenen Teppichen liegt, Erbstück von Martas Großmutter väterlicherseits. Nach dem Tod ihrer Oma Jutta hatte Marta sie vor vielen Jahren aus Berlin mitgebracht und in Barcelona in jede neue Wohnung mitgeschleppt. Wenn sie mit ihren nackten Füßen darüberlaufe, sagt Marta immer, müsse sie daran denken, wie ihre Großmutter über die Wolle gestreichelt habe. Er selbst hat die deutsche Großmutter ja nicht mehr kennengelernt, doch wann immer Marta auf ihre Oma zu sprechen

kommt, ist es, als hisse sie auf dem Balkon eine Fahne. Sie erwähnt sie oft, und dabei hat er das Gefühl, dass sie am liebsten nicht nur Juttas DNA geerbt hätte, sondern auch die Nationalität mit offiziellem Stempel im Pass. In Martas Worten steckt ein unverhohlener Anflug von Stolz und Zugehörigkeitsgefühl, er spürt darin allerdings auch einen leisen Groll, darüber, dass sie in Barcelona und nicht in Berlin geboren worden ist, so als ob diese Lappalie ihre Würde schmälere.

Marta hat von ihrer Oma aber nicht nur die Teppiche, den typischen Berliner Tonfall, der durchklingt, wenn sie gelegentlich deutsche Worte fallen lässt, und den winzigen, ihr so verhassten Höcker auf der Nase geerbt, sondern auch ihr ungeheures strategisches Geschick. Denn es steckt ohne jeden Zweifel ein Plan dahinter, ihn in diesem Moment mit dem Hund zum Gassigehen zu schicken.

Auf ihr Drängen zieht Dani widerstrebend die Schürze aus. Als er dem Hund die Leine anlegt, schnalzt er mit der Zunge wie ein verärgertes Kind.

Weder Mann noch Hund können ahnen, dass Marta, sobald die beiden fort sind und er sich unten auf der Straße eine Zigarette anzündet – die letzte, wie er seit Wochen nicht müde wird zu behaupten –, ins Bad rennen und die Verpackung eines Schwangerschaftstests aufreißen würde. Des zweiten an diesem Tag.

Sie sind seit zwei Jahren zusammen. Und seit fast einem Jahr leben sie unter einem Dach. Dani bewundert sie, liebt sie, und manchmal hasst er sie auch für einen kurzen Moment, wegen irgendeiner Kurzschlussreaktion, wie sie

beim Zusammenleben einfach unvermeidlich sind. Er besitzt eine überbordende Fantasie, und so ist es für ihn später ein Leichtes, sich ein Bild auszumalen, das er in Wahrheit nie gesehen hat. Er stellt sich vor, wie sie auf dem Klodeckel sitzt und gedankenverloren an einem Fingernagel kaut, so wie er es in unzähligen Filmen schon gesehen hat, Bilder, die sich überlagern wie ein Foto auf einem Foto, das wiederum auf einem weiteren Foto erscheint, oder die Reflexion eines Spiegels, der das Bild eines anderen Spiegels zurückwirft und es so, immer kleiner werdend, bis in alle Ewigkeit wiederholt: das Bild einer nagelkauenden Frau, die mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Klodeckel sitzt und in der anderen Hand ein uringetränktes Plastikstäbchen mit der gleichen Apathie hält wie frühmorgens die erste Zigarette auf dem Balkon, wenn sie, in ihren dicken Wollpullover gemummelt, mit leerem Blick die anstehenden Fotosessions plant und über die passenden Objektive und Kameras nachdenkt, während die Sonne aufgeht und sie mit jedem Zug den anbrechenden Tag in geheimnisschwangeren Rauch hüllt.

Spiegel im Spiegel, eine Frau, die auf dem Klodeckel sitzt und gedankenverloren an ihren Fingernägeln kaut. Eine Frau und ein Embryo, und unten auf der nassen Straße schaut der Mann, der mit seinen Genen an Letzterem nicht unbeteiligt ist, ungeduldig auf die Uhr und denkt, dass ihre Gäste jeden Moment da sein werden und Marta vermutlich den Herd ausgeschaltet hat, um sich nicht mit der lästigen Frage auseinandersetzen zu müssen, ob die Sauce noch ein paar Minuten braucht oder nicht. Nachdem der Hund in dem für sein Greisenalter typi-

schen Schnecken tempo an den Baum gepieselt hat, zieht dieser Mann stirnrunzelnd ein letztes Mal an der Zigarette, schnippt die Kippe auf den Boden, tritt sie mit der Schuhspitze aus, hebt sie auf und eilt zurück zum Hauseingang.

»Marta! Wieso hast du den Herd ausgemacht? Ich hab dir doch gesagt, die Sauce ist noch nicht so weit!«

Wie muss sie ihn im Bad mit zusammengebi ssenen Zähnen verwünscht haben, weil er wegen der Kocherei schon so bald zurückgekehrt ist. Bestimmt hat sie geflucht: *Scheiß auf die verdammte Sauce!* oder so etwas in der Art. Sie kann manchmal ziemlich ordinär und ruppig sein, ansonsten ist sie vom Wesen her aber eher fröhlich, wenn auch nicht sehr mitteil sam, ein bisschen verzogen, sehr clever und alles andere als besitzergreifend.

Vier Minuten und ein paar Sekunden. Die Augen groß, die Stirn angespannt und ein Druck im Magen, hervorgerufen durch die Hast und Scham, den Schreck und die nervtötende Warerei. So stellt er sich die Szene vor. Sie wedelt mit dem Schwangerschaftstest wie mit einem Fächer. Kalte Schweißperlen auf den feinen, blonden Härchen über ihrer Oberlippe, ihr Herz rast, als sie schließlich auf das Plastikstäbchen blickt. Rasch versteckt sie es tief unten im Wäschekorb. Allein im Bad mit der schicksalshaften Botschaft bekommt sie vielleicht Mitleid mit ihm, wie er in der Küche laut herumhantiert, um seinem Ärger über den vorzeitig abgeschalteten Herd Luft zu machen. In ihrem Leben ist etwas Entscheidendes passiert, und er ist sauer wegen der Garzeit seiner Sauce.

Die großen Wahrheiten kommen nicht selten unvermittelt ans Licht. Binnen weniger Minuten, der Zeit, die man benötigt, um mit dem Hund kurz Gassi zu gehen, taucht zum zweiten Mal auf dem Schwangerschaftstest ein dünner Streifen auf, scheu wie die zarte rosa Linie zwischen Himmel und Meer im Morgengrauen, wie das verschämte Ja einer Braut vor dem Altar. Und das war's. Der Moment, in dem sich alles für sie beide ändert, wird für immer mit diesen Sinneseindrücken verbunden sein: den Spuren des Regens auf der Straße, dem intensiven Aroma der Tomatensauce in der Wohnung, dem noch nicht fertig gedeckten Tisch vor der Ankunft der Freunde. Und den tätowierten Sternchen hinter ihrer beider Ohren.

2

Wo und wie man lebt. Wo und wie man in Kindertagen gelebt hat. Auch das bestimmt ein bisschen unsere Persönlichkeit. An jenem Donnerstag, an dem abends ihre Freunde zum Essen kommen würden, fuhren sie morgens kurz zu Ikea, um ein paar Dinge fürs Schlafzimmer zu besorgen. Am Vormittag folgten sie noch den vorhersehbaren Pfaden ihres gemeinsamen Lebens, nicht ahnend, dass dieses ein paar Stunden später eine unerwartete Wendung nehmen würde. Nur deshalb ritt er auf dem Weg ins Möbelhaus auf Dingen herum, die tags darauf keine Bedeutung mehr haben würden. Es gehe ihm gegen den Strich, ihre Wohnung mit billigen Alltagsmöbeln einzurichten, nörgelte er und dachte noch, er spräche über Möbel und Design. In Wirklichkeit ging es dabei jedoch um etwas anderes.

Die massiven Möbel seiner Kindheit waren zwar gleichfalls schlicht gewesen, aber er sehnte sich vor allem nach dem zurück, was sie für ihn verkörperten: Sie standen für Stabilität, für etwas, das seine Pubertät überdauert hatte, so wie an ihnen auch noch immer die verblichenen Aufkleber längst vergangener Zeiten klebten: »Barcelona 92« mit dem Maskottchen Cobi und den olympischen Ringen oder der Troll aus dem Comic »David, der Kabauter«. Dani

hielt es für eine nostalgische Sehnsucht nach den alten Zeiten und verkannte, dass das, was ihn unbewusst quälte, die Tatsache war, dass man sich im Leben an nichts festhalten konnte. Dani spürte zusehends die Veränderung um sich herum, spürte, dass mögliche Verluste nicht mehr auszuschließen waren.

Früher boten die Eltern den Kindern ein sicheres Fundament. Tag für Tag gingen sie zur Arbeit, und abends kehrten sie mit mehr oder weniger vollen Einkaufstüten heim. Die Erwachsenen schützten sie vor der Welt, von deren Flüchtigkeit, Künstlichkeit und Zerbrechlichkeit Kinder noch nichts ahnten. Die Flüchtigkeit nahm man erst wahr, wenn man mittendrin steckte oder der Wandel sich bereits vollzogen hatte. Erwachsen, reifer zu werden hieß eben auch, sich auf Veränderungen einzustellen und die unbeschwerte Jugend und die sorglosen WG-Zeiten hinter sich zu lassen. Weiterzuziehen, an einen anderen Ort, zu einem anderen Job, in eine andere Wohnung.

»Ich habe Bilanz gezogen. Gut zehn Jahre ziehe ich nun schon herum wie ein Nomade, immer auf der Suche nach einem neuen, besseren Leben. Ein Australopithecus mit Handy und Laptop. Und da wir es heute, nach so vielen Monaten, endlich geschafft haben, uns zu treffen, möchte ich euch nun mitteilen, dass ich, nein, dass wir ...«, mit einem Seitenblick schenkte er Marta ein Lächeln, das sie gequält zurückgab, »... dass wir hoffen, mit dieser Wohnung ein für alle Mal in die Jungsteinzeit eingetreten zu sein und sesshaft zu werden.«

Lautes Gelächter. Ihre Freunde lachten immer über

seine Scherze, stets in Erwartung eines feierlichen »Nein, aber jetzt mal im Ernst«, mit dem er für gewöhnlich selbst noch die belanglosesten Anekdoten krönte und dem er dann irgendeine nostalgische Sentenz folgen ließ. Arcadi, schon seit den Unizeiten für sein freches Mundwerk bekannt, sagte immer, Dani sei ohne jeden Zweifel einer Klinik für depressive Neurotiker und Zwangsgestörte entsprungen. Aber im Grunde genommen liebten sie ihn alle. Nicht zuletzt, weil er derjenige war, der ihren Freundeskreis am Leben erhielt.

An diesem Donnerstagabend, nach dem zweiten Schwangerschaftstest, hatten Marta und er gemeinsam den Tisch gedeckt, während sie auf die Freunde warteten. Er stellte ihr eine Frage zu den Weingläsern, denn wenn Melca rechtzeitig den Schnellzug erwischte, wären sie zu neunt, sie hatten aber nur sechs Gläser. Wenn er jetzt daran zurückdenkt, wirkte Marta ziemlich abwesend, bestimmt hatte sie nur das Testergebnis im Sinn. Mit geheucheltem Interesse erwiderte sie, dass er nur Wassergläser hinstellen solle, vorher wolle sie aber noch die Leinendecke ihrer Oma auflegen. Wahrscheinlich fühlte sie sich ihr an diesem Abend näher, wenn sie den alten, vertrauten Stoff unter ihren Fingern spürte, vielleicht vermittelte er ihr dieselbe Sicherheit wie damals Omas fester, tröstender Handgriff, wenn sie als Kind vor dem Rückflug nach Barcelona Angst hatte. So, als könnte die Berührung der Tischdecke ihr helfen, einen kühlen Kopf zu bewahren und das Abendessen zu überstehen, das sie nicht mehr absagen konnte.

Rauchgeschwängerte Luft, laute Gespräche, auf dem Tisch verstreute Nussschalen, Asche in leeren Bierdosen

und Reste des Apfelkuchens, den irgendwer zum Nach-tisch mitgebracht hatte. Lippenstiftspuren an einem Glas. Sie machten Fotos der Flaschenetiketten und luden sie in einer App auf Marcs Handy hoch, in der der Wein bewertet wurde. Marta versuchte ihre Unruhe so gut sie konnte zu verbergen.

»Ich muss dir was sagen, Dani«, erklärte sie, als sie sich kurz in der Küche begegneten.

»Warum kippst du den Kaffeesatz immer in die Spüle?«, raunzte er sie an. Am anderen Ende des Flurs hörten sie ihre Freunde laut lachen. »Entschuldige, was wolltest du sagen?«

»Nicht jetzt. Später.«

Ohne ein weiteres Wort ging Marta zurück ins Esszimmer, schob den GAU so für ein paar Stunden auf. Stirnrunzelnd sah er ihr nach. Manchmal hasste er sich selbst dafür, wie oft er in den hysterischen Ordnungsfimmel seiner Mutter verfiel. Als Kind hatte er Reißaus genommen, wenn sie ihm mit ihrer besessenen Putzteufelei auf den Leib rückte oder Loblieder auf einen Fleckenentferner sang. Aber seit er mit Marta zusammenlebte, schlug das mütterliche Erbe bei ihm voll durch, er tat alles dafür, dass die Küche makellos blitzte. Das Besteck musste effizient in die Spülmaschine eingeordnet werden, die Messer mit der Schneide nach unten, und die Tupperdosen kamen auf die höchste Ablage, damit sie sich in der Wärme nicht verzogen, alles Details, die ihm an diesem Abend noch wesentlich erschienen, Stunden später aber nur noch unwichtige Überbleibsel seiner Vergangenheit waren.

Als er alles eingeräumt hatte, kehrte auch Dani ins Esszimmer zurück und nahm Platz. Unter dem Tisch suchte er nach Martas Hand, um seine harsche Kritik in der Küche zu entschärfen. Zu seiner Überraschung zog sie sie nicht weg, sondern ergriff die seine und drückte sie fest. In diesem intimen Moment waren sie wie Kinder. Sie voll Angst. Er voll Arglosigkeit. Dani ahnte nicht, welch tiefere Bedeutung ihre Geste hatte. Auch das Flackern in ihren Augen vermochte er nicht zu deuten, als er Marta einen Blick von der Seite zuwarf. Überzeugt, dass es ihm eine zügellose Nacht verhieß, sobald sie allein wären, zwinkerte er ihr unmissverständlich zu.

Darauf verdrehte Marta bloß die Augen und ließ seine Hand los. Sie wandte sich der Unterhaltung zu. Es ging, wie so oft, um Politik. Auch Dani schaltete sich in die immer hitziger werdende Debatte ein, im Versuch, die Gemüter zu beruhigen. Er konnte es nicht ertragen, dass seine Freunde, die er für intelligente Menschen hielt, die Lügen der Politiker schluckten, sie sogar noch verteidigten. Die Polarisierung der Politik machte ihm zu schaffen. Inzwischen hatte die Debatte eine pessimistische Färbung angenommen, es war längst kein leidenschaftlicher Meinungsaustausch unter Freunden mehr, Provokation und Kränkung mischten sich in ihre Stimmen, ein endloser, immer aggressiverer Schlagabtausch, sodass die Stimmung zu kippen drohte. Um zu verhindern, dass sich am Ende alle in verschiedenen Schützengräben verschanzten, rief er laut, ob noch irgendwer Wein, Kaffee oder Tee wolle. Da sie ihm in ihrer Erregung jedoch keinerlei Beachtung schenkten, klopfte er schließlich mit dem Des-

sertlöffel gegen sein Glas, als hätte er etwas Wichtiges zu verkünden.

Jäh verstummten alle und schauten Dani erwartungsvoll an.

»In Mosambik gibt es einen Nationalpark, in dem immer mehr Elefanten, das heißt, vorrangig Elefantenkühe, ohne Stoßzähne geboren werden.«

Verdutzt starteten ihn seine Freunde an.

»Biologen halten das für eine genetische Evolution als Folge der jahrzehntelangen Wilderei. Während des Bürgerkriegs hat man mit dem Elfenbein Waffen gekauft, und die Kämpfer ernährten sich von dem Elefantenfleisch.«

Für einen Augenblick herrschte Stille – dann brandete empörtes Gelächter auf, sie piffen Dani aus, und er musste sich gegen einen gezielten Angriff mit Brotkrümeln und Weinkorken wehren.

»Komm uns jetzt nicht mit Elefanten, sondern beziehe Stellung!«, protestierten seine Freunde, aber die Kontroverse war erst einmal vom Tisch. Seine Botschaft war angekommen. An der Tafel kehrte Ruhe ein. Für einen Moment schienen alle nach einem Gesprächsthema zu suchen; Arcadi erkundigte sich, ob sie im Sommer etwas zusammen unternehmen würden, ihre gemeinsame Reise nach Korsika stehe noch aus, aber keiner reagierte darauf, es war schließlich erst Januar und draußen bitterkalt. Carles und Irene, frischgebackene Eltern, vernarrt und überängstlich, riefen den Babysitter an, um nachzufragen, ob ihre Kleine eingeschlafen war. Dani sah den Blick, den sich die beiden zuwarfen, sah, wie Carles seiner Frau kurz über den Oberschenkel strich. In ihren Gesten

war ein Gleichklang spürbar. Die Macht ihrer Liebe, ihrer Verbundenheit? Er mochte die beiden; seit sie Eltern waren, verspürte er aber auch eine Art Neid. Nicht wegen des Kindes, das sie bekommen hatten, sondern weil die beiden sich dadurch kaum verändert hatten, obwohl allmählich das schwand, was sie alle früher unwiderstehlich gemacht hatte: das Unbekümmerte, die hohen Ideale, das enge Band zwischen ihnen allen, geknüpft durch die gemeinsam geschlagenen Schlachten, ihr Lachen, all die Codewörter, die nur sie verstanden, und womöglich auch ihre Jugend.

Dass sie sich alle zum gemeinsamen Abendessen trafen, war inzwischen beinahe eine Art Luxus geworden. Statt sich zu sehen, unterhielten sie eine WhatsApp-Gruppe, in der ihre Lebenszeichen zirkulierten, bestimmt vom Takt des Instant Messagings. Small Talk, Schnappschüsse, Emojis und Witze erhielten ihre Freundschaft virtuell am Leben. Ihre Verbindung war übers Handy mittlerweile sogar intensiver spürbar als bei ihren sporadischen Treffen zum Essen oder gemeinsamen Feiern. Ohne die Annehmlichkeit, ungefiltert seine Meinung sagen zu können, verflog der einstige Esprit der Gruppe von Angesicht zu Angesicht nun ziemlich schnell. Auch der Mut, einander zu beteuern, wie sehr man sich liebte und vermisste oder wie sehr einem die anderen gerade auf den Wecker gingen, war dann wie weggeblasen. Wenn sie endlich einmal zusammenkamen und nach dem Begrüßungsritual mit Umarmungen und Küssen rings um den skandinavischen Tisch saßen, stießen sie nach einer Weile auf einen unsichtbaren Vorhang der Ernüchterung und Enttäuschung einer

Gruppe von Freunden, deren Jugendträume einer nach dem anderen platzten.

Dani erlebte diese Wiedersehen stets mit gemischten Gefühlen. In der verzerrten Erinnerung an endlose, feierwütige Nächte sehnte er sie herbei, doch letztlich zogen sie ihn jedes Mal herunter; nicht nur, weil viele der gekauften Bierflaschen ungeöffnet blieben und keiner mehr kiffte, sondern vor allem, weil er bei jedem seiner Freunde mit fortschreitendem Alter kleine Veränderungen wahrnahm. Und das machte ihm Angst. Er fürchtete selbst die winzigste Veränderung in dieser Clique, in der sich die meisten schon seit der Uni kannten, denn für ihn bedeuteten seine Freunde Beständigkeit, ein solides Gerüst, das ihm Sicherheit verlieh. Dieses Gerüst war nun allerdings in die Jahre gekommen und knirschte und wackelte, weil manche der Freunde ihre Partner gewechselt hatten, Eltern geworden oder weggezogen waren. Das zwang Dani, sich neu zu positionieren. Dabei hatte er seine Freunde doch einstmals zu seiner Religion erhoben! Ja, er gab es zu, Veränderungen beunruhigten ihn. Und wie immer, wenn in seinem Leben etwas zu Ende ging, verspürte er einen nostalgischen Schmerz. Gleichzeitig ahnte er aber auch, dass sich ihr Freundeskreis nur noch von den alten Anekdoten nährte, selbst wenn Marta ihm ein ums andere Mal sagte, dass er übertreibe und dass in seiner Brust zwei Seelen wohnen würden, ein Woody Allen und die abstoßende Larve, die in ›Alien‹ aus dem Körper eines der Crewmitglieder quoll.

Trotz diesem bangen Unbehagen fühlte Dani sich an diesem Abend pudelwohl. Er brauchte seine Freunde

einfach wie die Luft zum Atmen. Beim Abschied an der Tür das ewige Versprechen, sich von nun an wieder öfter zu sehen, die Wirkung des Weins, Lachen, all das war sein Sicherheitsnetz. Bei dem höllischen Tempo, in dem sich alles wandelte, kam er nicht mehr mit, und daher wollte, nein, musste er an dem Glauben festhalten, seine Freunde würden sich nicht verändern. Oder zumindest nicht so schnell. Deshalb sah er es ihnen gerne nach, dass das, was ihre Clique früher einmal ausgemacht hatte, allmählich verblasste. Er konnte ihnen sogar verzeihen, dass sie jetzt das abwerteten, was sie früher selbst sein wollten. Seine alten Freunde immer noch um sich zu haben, war ihm wichtiger, auch wenn er wusste, dass er sein Idealbild unverbrüchlicher Freundschaft damit verklärte. Im Grunde genommen wussten sie alle, dass der Job, der Alltag, das komplizierte Miteinander die einstigen Ideale hinweggefegt und in den Hintergrund verbannt hatte.

Dani sprach nie mit den anderen darüber, dass er ihre Freundschaft als perfekten Spiegel empfand, diese Blöße wollte er sich nicht geben, aber für ihn war es so, und daher verspürte er jedes Mal einen Stich, wenn er jemanden sagen hörte, Freundschaft sei vollkommen überbewertet. Erst zwei Tage vor dem Abendessen hatte er den Spruch wieder in der U-Bahn gehört. Die zwei jungen Frauen, die an der Plaça Espanya eingestiegen waren, kamen offenbar von einem Kongress. Stark geschminkt, mit hohen Absätzen und um den Hals baumelnden Bändern mit Namensschildern, hatten sie sich den ganzen Tag wohl ein Lächeln abringen müssen und waren entsprechend müde und erschöpft. *Du brauchst wirklich nicht auf ihn zu hören.*

Freundschaft wird vollkommen überbewertet. Und die andere hatte genickt. Sie waren an der nächsten Haltestelle ausgestiegen, doch der verdammte Satz war mal wieder in seinem Kopf haften geblieben. Tief in seinem Innern wusste Dani, dass da etwas dran war. Und dennoch: Die Fahne der Freundschaft hochhaltend waren er und seine Freunde schwitzend hinter einem Ball hergerannt, sie hatten unter lautem Gejohle, als stünde der Weltuntergang bevor, nachts im Meer gebadet, hatten bis zur Sperrstunde in Bars abgehangen und sich an so mancher Theke ihre Nöte gebeichtet. Sie waren zusammen verweist, hatten sich heftig gestritten und einander bei Trennungen, Umzügen und wann immer Not am Mann war einen Schlafplatz auf dem Sofa angeboten. Für Dani würde all das immer einen großen Wert behalten, denn er hatte inzwischen gelernt, dass mit zunehmendem Alter das, was einmal real war, zur Erinnerung wurde. Und dass er akzeptieren musste, dass Freunde in ihrer neuen Welt zu anderen Menschen wurden. Als er Melca kennenlernte, war sie noch die Schüchternheit und Zurückhaltung in Person, heute dagegen gab sie den Ton an. Und trotzdem: Als sie an diesem Donnerstagsabend auf dem Weg zur Toilette ungeniert zu singen begann, hatte er sich gefragt, welche der beiden die wahre Melca war.

Als alle fort waren, räumte er die Küche auf, während Marta sich ihren allabendlichen Ritualen vor dem Schlafengehen widmete. Manchmal wäre er gern wieder der Mensch, der er vor diesem Abend war, er würde gern zu dem Moment zurückkehren, bevor er erfuhr, dass seine eigene Welt sich

ändern würde. Wann immer er die Szene in Gedanken durchspielt, muss er an das britische Mädchen denken, das bei dem Tsunami in Thailand rund hundert Touristen das Leben rettete. Als sich das Wasser am Strand von Phuket zurückzog, wenige Minuten vor der riesigen, zerstörerischen Welle, warnte sie die Menschen lauthals vor dem nahenden Tsunami. Sie wusste, was da auf sie zukam, sie hatten es ein paar Wochen vorher in der Schule durchgenommen. An diesem Strand gab es keine Opfer, weil das Mädchen die Anzeichen zu deuten verstand.

Für Dani deutete an diesem Abend jedoch nichts auf die anbrandende Monsterwelle hin. Der Duft ihrer Nachtcreme, ihre eisigen Füße und der dösende alte Rufus auf Oma Juttas Teppichen wirkten ganz normal. Draußen hatte es wieder zu nieseln begonnen.

»Ich glaube, Marc geht es nicht sonderlich gut. Er hat ziemlich angeschlagen gewirkt. Und er hat enorm abgenommen. Ist dir das nicht auch aufgefallen?«

Gähnend winkte Dani ab. Er hatte keine Lust, den Abend mit einer Unterhaltung über Marc ausklingen zu lassen. Auch wenn es spät war und sie am nächsten Tag früh rausmussten, hegte er die Hoffnung, noch mit ihr zu schlafen, selbst wenn es nur ein schneller »Quickie« würde, wie Marta manchmal schelmisch bettelte und dabei seinen Bauchnabel liebkostete. Normalerweise waren ihm Anglizismen ja ein Gräuel, ein weiterer Beweis für den Verfall der menschlichen Spezies, aber bei dem Wort »Quickie« machte er gern eine Ausnahme.

»Das ist normal, Marta, immerhin waren die beiden ein halbes Leben lang zusammen. Wir gehen am Mittwoch

wie immer ein Bier trinken, dann fühle ich ihm mal auf den Zahn.«

Alle scharfen Kanten lösten sich im schummrigen Licht des Schlafzimmers auf, das Kissen war kühl, die Füße angenehm müde.

»Mach dir keinen Kopf, Liebling. Er kommt schon drüber hinweg.«

Damit war das Thema für ihn abgehakt. Er drehte sich zu ihr, gab ihr einen Kuss auf die Schulter, schob die Hand unter ihren Pyjama. Die Wärme ihrer Haut. Die kleinen Gewohnheiten.

»War es das?«

»Was?«

»Was du mir vorhin in der Küche sagen wolltest.«

Marta setzte sich auf. Mit einer raschen, automatischen Bewegung zog sie sich ein Gummiband vom Handgelenk, schlang es um die Haare. Schüchtern blitzte der winzige tätowierte Stern hervor, während sich ihr Blick verfinsterte. Sie atmete tief ein.

»Ich bin schwanger. Und ich will das Kind nicht bekommen.«